

ST. MAXIMIN IN TRIER UND DIE DENKMALPFLEGE

(mit drei Abbildungen)

Wie beim Kolloquium am 26. 11. 1988 in Trier soll das Thema eingegrenzt werden auf den Neubau der Klosterkirche des 17. Jahrhunderts und den denkmalpflegerischen Umgang mit diesem im 19. und 20. Jahrhundert.

Die Geschichte der bedeutenden Benediktinerabtei St. Maximin im Süden der Stadt Trier ist geprägt von Zerstörung und Wiederaufbau. Der heutige, 1680—84 errichtete Kirchenbau ist mindestens der fünfte an dieser Stelle, von kleineren Umbauten und anderen Veränderungen ganz zu schweigen. Die dreischiffige, querschifflose Basilika von rund 80 m Länge schließt im Osten mit drei Apsiden, den Westabschluß bilden zwei mächtige, ursprünglich viergeschossige Türme, welche die schmale zurücktretende Giebelfassade rahmen. Dieser Kirchenbau entstand unter Abt Alexander Henn (1680—98) nach Plänen des Trierer Baumeisters Hans N. Kuckeisen, nachdem die alte Kirche durch französische Truppen weitgehend zerstört worden war. Mit dem Neubau, der Teile älterer Bauten mit einschließt, wurde wohl 1680 begonnen; vollendet war die Kirche bereits 1684.

Die Grundrißdisposition wird bestimmt durch die mittelalterlichen Vorgängerbauten. Auch das Innere zeigt in System und Aufbau deutliche Anklänge an gotische Architektur, wobei die Details der Formensprache des 17. Jahrhunderts folgen. Barock ist die bewegte Bekrönung der schmalen Westfassade ausgebildet, während die beiden Westtürme durch eine kräftige, eher manieristisch zu nennende Rustizierung geprägt werden. Diese Rustika-Gliederung setzt sich in den gekoppelten Langhausfenstern fort. Der Außenbau selbst entspricht in seiner mittelalterlich-basilikalischen Ausprägung — möglicherweise absichtlich — eher der Bautradition an diesem Platz.

Offensichtlich konnten die Zeitgenossen dieser Architektur nicht viel abgewinnen. Von Kuckeisen hört man, daß er „derjenige ist, welcher den Maximiner Kirchen undt Closter baw verdorben hatt...“ (zit. nach Zahn 1977, S. 93).

Die Wertung in der kunsthistorischen Literatur ist bisher dieser Tradition gefolgt: „Die Kirche, ein in stilistischer Hinsicht widerspruchsvoller Bau, kennzeichnet sich in allen Teilen als Werk eines mittelmäßigen Baumeisters.“ (*Kdm* 1938, S. 303) — „Die Kirche Kuckeizens ist kein Bau von Rang, obwohl er nicht einer gewissen Monumentalität entbehrt.“ (Zahn 1977, S. 93). Es zeigt sich, daß die Forschungsschwerpunkte — bezogen auf St. Maximin — in den früheren Epochen liegen. Eine umfassende Würdigung der Kirche des 17. Jahrhunderts innerhalb der gleichzeitigen, immer wieder stark durch traditionelle Stilelemente geprägten Sakralarchitektur gerade des Trierer Raumes steht noch aus. Eberhard Zahn (†) hat dies bei seiner Darstellung des Kuckeisen-Baus auf dem Trierer St. Maximin-Kolloquium 1988 erstmals deutlich gemacht.

Erste denkmalpflegerische Maßnahmen sind aus der Mitte des 18. Jahrhunderts überliefert. Im Rechnungsbuch des Abtes Wittmann sind für 1748/49 2438 Taler „vor Restaurierung des Gotteshauses“ (*Kdm* 1938, S. 302) vermerkt.

1794 begann unter französischer Herrschaft die bis heute andauernde Zeit der fremden, also nicht mehr ausschließlich gottesdienstlichen Nutzungen. 1794—1801 diente

das Kloster als Spital, wodurch, wie das *Trierer Wochenblatt* 1818 schrieb, „das Innere der Kirche äußerst verdorben“ wurde. Nach der endgültigen Aufhebung des Klosters — 4. März 1802 — wurde in der Kirche eine Werkstatt für Schmiede und Wagenbauer eingerichtet. Wohl im Zuge dieser „Umnutzung“ wurden die Westtürme um zwei Geschosse und ihre hohen Helme verkürzt. 1805 erhielten sie flachgeneigte Pyramidendächer. Ein Erlaß Napoleons I. bestimmte im gleichen Jahr den Bau als Handwerkerschule. Dieses Projekt wurde allerdings nicht realisiert. Überliefert ist auch die Nutzung der Kirche als Magazin.

1815 kam Trier mit der Rheinprovinz zum Königreich Preußen. Bald danach erfolgte ein Ausbau der Kirche (und des Klosters) als Kaserne. Zwischendecken wurden eingezogen, die Fenster wurden durch einfache, paarweise angeordnete Rechtecköffnungen in fünf Geschossen übereinander ersetzt.

Bereits König Friedrich Wilhelm III. (†1840) plante eine Wiederherstellung der Kirche als evangelische Pfarrkirche. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. ließ das Projekt weiter vorantreiben. Vorgesehen war unter anderem auch die Rekonstruktion der Türme in ihrer ursprünglichen Form und Höhe.

Wegen des starken Widerstandes der evangelischen Gemeinde, die nicht nach St. Maximin wollte, plante man den Umbau nun als simultane Garnisonskirche weiter. Man überlegte hierbei, in welcher Form die notwendige Trennung des Innenraums zu bewerkstelligen sei, ohne daß hierdurch der Gesamteindruck zu sehr beeinträchtigt würde. Vorgeschlagen wurde beispielsweise eine halbhohe Mauer. Bereits vorher war bestimmt worden, daß die Rekonstruktion insbesondere der Fenster in gotischen Formen erfolgen solle. Man empfand den Bau insgesamt also doch als „gotisch“, war aber zugleich bereit, sich auch nach Befunden zu richten. Deshalb sollte bei den Abbrucharbeiten auf Spolien besonders geachtet werden.

Der Ausbau bzw. die Wiederherstellung der St. Maximinkirche wurde wegen der Rekonstruktion der römischen Basilika (1846—56), die als Kirche für die evangelische Gemeinde von Trier eingerichtet wurde, zunächst aufgeschoben. 1846 schon fiel aber die Entscheidung, den Bau nur noch als katholische Garnisonskirche herzurichten. Da somit kein Bedarf für ein Gotteshaus in der ursprünglichen Größe bestand, war nur noch die neugotische Umgestaltung des Chores, der vom Kasernenteil im Westen durch eine Mauer abgetrennt werden sollte, möglich.

Der genaue Beginn der Arbeiten ist nicht bekannt. 1855 waren aber bereits 11000 Taler verbaut, und ein Jahr später war zu erfahren, daß der Bau „fast vollendet“ sei. Die Weihe fand allerdings erst 1876 statt. Bei den 1874 datierten, neugotischen Plänen von Reinhold Wirtz, Trier, handelt es sich somit sicher nur um die Ausführungsplanung, die auf ältere Konzeptionen der preußischen Staatsbauverwaltung zurückgeht.

Die bisher kaum beachtete Geschichte der ehemaligen Klosterkirche St. Maximin im 19. Jahrhundert zeigt, daß auch dieses Projekt zu den wichtigen Beispielen früher staatlicher Denkmalpflege gehört, wobei durchaus Parallelen zu den denkmalpflegerischen Fragestellungen und Möglichkeiten unserer Tage zu beobachten sind.

Ebenfalls nach Plänen von Kuckeisen waren im späten 17. Jahrhundert die übrigen Bauten der fast kreisförmigen Klosteranlage neu errichtet worden. Sie verschwanden, als zwischen 1910 und 1914 — unter Verwendung älterer Teile — hier eine neue Kaser-

ne entstand, deren Bauten 1972 dann wieder abgebrochen wurden. Bereits seit 1959 zerschneidet eine neue Straße — „In der Reichsabei“ (!) —, die über die Außenkrypta führt, den bis dahin noch einigermaßen ablesbaren Klosterbering. Von den Klosterbauten sind heute nur noch ein Gartenpavillon, das westliche Tor und Teile der Mauer erhalten. Der monumentale Kirchenbau hat sein historisch-städtebauliches Umfeld verloren.

1934 wurde die ehemalige Klosterkirche vom Bistum Trier aus der Reichsfinanzverwaltung erworben. Nach der neugotischen Teilwiederherstellung im 19. Jahrhundert war dies der entscheidende Schritt zur Rettung dieses bedeutenden Kulturdenkmals. Bis in die 70er Jahre unseres Jahrhunderts diente der „Kasernenteil“ schulischen Zwecken, im Chor fanden der ursprünglichen Bestimmung entsprechend gelegentlich Gottesdienste statt. Eine Renovierung des Chorraums war zuletzt im Zuge der Hl. Rock-Wallfahrt 1959 erfolgt. 1975/76 entstand nordwestlich der Kirche ein Schulneubau, wobei die Standortwahl für das moderne Schulgebäude bereits bestimmt war von der Absicht und Möglichkeit, im westlichen Teil der Kirche Sporräume u.ä. unterzubringen. Denkmalpflegerische Bedenken, die im Zusammenhang mit den Planungen für die neue Schule vorgetragen wurden, bezogen sich vor allem auf architektonisch-gestalterische Fragen wegen der Nähe zum Kirchengebäude. Festzuhalten ist, daß die Entscheidung über Art und Weise der Nutzung des Westteils der Kirche bereits mit Planungsbeginn für die Schule (um 1972) gefallen ist. Die staatliche Denkmalpflege hat diese Entscheidung akzeptiert und mitgetragen, bestand doch nur in dieser Konzeption überhaupt eine Chance für die notwendige Instandsetzung des damals einsturzbedrohten Kirchengebäudes (Abb. 1a).

Mit den zur Zeit noch andauernden Arbeiten wurde nach umfassenden statischen Untersuchungen 1978 begonnen. Es handelte sich in erster Linie um dringend erforderliche statische Sicherungen des Bauegefüges sowie um Reparatur bzw. Verstärkung des Dachstuhls des 17. Jahrhunderts. Der nächste wichtige Bauabschnitt umfaßte die Entfernung der Kaserneneinbauten und — damit verbunden — die Wiedergewinnung des ursprünglichen Kirchenraums (67,5 x 22,55 x 21,3 m). Schon Jahre zuvor hatte man sich mit der Frage der künftigen Fenstergestaltung im ehemaligen „Kasernenteil“ beschäftigt. Da entsprechend detailgenaue alte Ansichten fehlen und da der Bau vor der Entkernung nicht untersucht werden konnte, verständigte man sich auf den Einbau neugotischer Fenster — formal denen im Chorbereich entsprechend — auch in den westlichen fünf Jochen.

Während des Abbruchs der Zwischendecken und Wände konnten Fragmente der ursprünglichen Fenster gefunden werden, die zusammen mit dem Baubefund nach Ausbruch der Kasernenfenster die einwandfreie Rekonstruktion der Fensterformen des Kuckeisen-Baus ermöglichten: gekoppelte Rundbogenfenster mit kräftiger Rustika-Rahmung. Die denkmalpflegerische Diskussion begann erneut, nun wegen der neugotischen Fenster im Chor. Während das Landesamt für Denkmalpflege für die Beibehaltung der Chorfenster eintrat und nur für den Westteil der Kirche die Rekonstruktion des Zustandes der Erbauungszeit vorschlug, strebte man von seiten des Bistums (Amt für kirchliche Denkmalpflege/Bauabteilung) die Wiederherstellung des einheitlichen Erscheinungsbildes des späten 17. Jahrhunderts, also Rekonstruktion möglichst aller Fenster, an. Eine erneute Zweiteilung des Kirchengebäudes schien nicht akzeptabel, „in der

gegebenen städtebaulichen Situation mit dem markanten Anblick gerade der Längsseiten für den Architekten kaum vorstellbar." (Peitz 1984, S. 65) Außerdem hätten die Seitenschiffsdächer wegen der unterschiedlichen Länge der Fenster nicht in der ursprünglichen Neigung durchgezogen werden können, sondern im Chorbereich flacher ausfallen müssen. Da es keinerlei Anhaltspunkte für das ursprüngliche Aussehen des Chorschlusses und vor allem der Fenster dort gibt, sollten diese in ihrer neugotischen Umgestaltung beibehalten werden „als Erinnerungsstücke an die Zeit von 1876" (Peitz 1984, S. 66).

Für das Landesamt für Denkmalpflege gab es mehrere Gründe, für die Erhaltung der Chorsituation der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts einzutreten:

1. Eine baugeschichtlich und historisch wichtige, bisher wenig beachtete Epoche in der langen Geschichte der Kirche sollte auch als Zeugnis für eine Leistung der Denkmalpflege in Preußen erhalten werden .

2. Die neugotische Umgestaltung des Chores war verbunden auch mit einer Überarbeitung der Architekturteile des Innern. Der Chorraum entsprach in seinen Details nicht mehr dem der Kuckeisen-Zeit.

3. Durch die — notwendige — Beibehaltung der neugotischen Fenster im Chorschluß würde ein widersprüchliches Bild im Äußeren wie im Innern entstehen.

4. Oberstes Ziel denkmalpflegerischer Arbeit ist die Erhaltung historischer Substanz. Der Ausbau der neugotischen Fenster würde einen deutlichen Eingriff in die Bausubstanz bedeuten. Die beabsichtigte museale Präsentation der ausgebauten Fenster, die „als Erinnerungsstücke aufgestellt" werden sollen, muß ebenfalls zumindest als problematisch angesehen werden.

Aus den genannten Gründen schien der staatlichen Denkmalpflege auch eine Zweiteilung des Baues mit einer unterschiedlichen Neigung der Seitenschiffsdächer, wie sie im übrigen ähnlich schon seit dem mittleren 19. Jahrhundert bestand, durchaus vertretbar. An Hand verschiedener Entwürfe und Modelle wurden die einzelnen Varianten durchgespielt und erörtert. Auch der Landesbeirat für Denkmalpflege befaßte sich mit dem Thema; allerdings wurde die Diskussion dort nicht zu Ende geführt.

Das rheinland-pfälzische Denkmalschutz- und -pflegegesetz von 1978 sieht als Form der Zusammenarbeit zwischen der Denkmalfachbehörde (Landesamt für Denkmalpflege) bzw. der Unteren Denkmalschutzbehörde (hier: Stadtverwaltung Trier) und Kirchen bzw. Religionsgemeinschaften das „Benehmen" vor. Das Bistum Trier konnte sich also trotz der vorgetragenen Gegenargumente für die Rekonstruktion der Fenster des 17. Jahrhunderts für den gesamten Bau — mit Ausnahme von Chorschluß und südlichem Seitenschiff) — entscheiden (*Abb. 1a und 1b, 4a*).

Die im Zuge der Gesamtrestaurierung vorgesehene Wiederherstellung der Türme in ihrer ursprünglichen Gestalt mußte — wie schon im 19. Jahrhundert — aus Kostengründen aufgegeben werden. Stattdessen wurde der Versuch gemacht, mit einer Balustrade die oberen Turmabschlüsse mit ihren flachgeneigten Dächern gestalterisch zu verbessern.

Als die Kaserneneinbauten im Westteil der Kirche entfernt waren und der Innenraum in seiner Gesamtheit zur Wirkung kam, fand die Restaurierung von St. Maximin das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit. Dies schlug sich auch in der überregionalen Presse nieder, während die bisherigen Maßnahmen eigentlich nur in engeren Fachkreisen be-

achtet wurden. Das Interesse entzündete sich vor allem an der beabsichtigten Nutzung — Gymnastikhalle u. ä. — in den westlichen Jochen und damit einer möglichen erneuten Beeinträchtigung des Innenraumes. Außerdem wurde vorgetragen, daß ein so bedeutender Bau wie St. Maximin eine würdigere, d. h. angemessenere Nutzung erfahren müsse.

Die Situation ist der im 19. Jahrhundert durchaus vergleichbar. Heute wie damals gibt es keinen Bedarf für eine Pfarrkirche dieser Größenordnung. Die ursprüngliche und ideale Nutzung ist somit nicht mehr gegeben, wengleich der Chorbereich nach wie vor Gottesdienstraum bleiben soll, aber auch schulischen und kulturellen Zwecken dienen wird.

Wie die notwendigen Einbauten in den westlichen Jochen der Kirche im einzelnen ausgeführt werden sollen, ist derzeit noch offen. Von seiten der Bauabteilung des Bistums wurde eine „Emporenlösung“ vorgeschlagen (Peitz 1984, S. 66 f.), ein zweigeschossiger Einbau nur noch in den drei westlichen Jochen mit transparenten Trennwänden nach Osten, um so das Raumerlebnis möglichst wenig zu beeinträchtigen. 1988 wurde ein beschränkter Architektenwettbewerb ausgeschrieben mit dem Ziel, über die Konservierung und Präsentation der archäologischen Befunde hinaus, überzeugende Lösungen für die geplante „Mehrfachnutzung“ des Innenraumes zu suchen. Hierbei soll — wie es im Ausschreibungstext heißt — „das Erlebnis des wiedergewonnenen Gesamttraumes als des ursprünglichen Kirchenraumes im Vordergrund der Überlegungen stehen“. Weiter soll der Versuch gemacht werden, das direkte Umfeld der Kirche unter Wahrung denkmalpflegerischer Belange städtebaulich zu verbessern. Die Wettbewerbsergebnisse werden im Spätsommer 1989 erwartet.

Die Haltung der staatlichen Denkmalpflege zur Nutzungsfrage in St. Maximin ist klar und eindeutig. Wie bereits ausgeführt, ist die heute gültige Entscheidung vor über 15 Jahren mitgetragen worden, da nur so die dringend erforderlichen Investitionen durch das Bistum in Millionenhöhe zur Rettung des stark gefährdeten Kirchenbaus ermöglicht wurden, und vor allem auch deshalb, weil die Einbauten so in die Kirche „hineingestellt“ werden, daß die historische Bausubstanz nicht in Mitleidenschaft gezogen wird. Das bedeutet auch, daß die jetzt erforderlichen Einbauten wieder entfernt werden können, wenn die Umstände dies ermöglichen. Es versteht sich von selbst, daß sich keiner der Beteiligten einer besseren Gesamtlösung verschließen würde.

Joachim Glatz

Literatur:

Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Band III, *Die kirchlichen Denkmäler der Stadt Trier*, Düsseldorf 1938, S. 283 ff. (Kdm)

Eberhard Zahn, *Das Kloster St. Maximin*, in: *Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern*, Band 32, Trier, Mainz 1977, S. 90 ff.

Alois Peitz, *Abteikirche St. Maximin: Gerettet, Zurückgeführt, Weiterentwickelt...*, in: *Neues Trierisches Jahrbuch* 1984, S. 63 ff.

Für die Überlassung unpublizierten Materials zu den Maßnahmen des 19. Jahrhunderts danke ich Michael Berens, Trier. Weiter wurden die Akten des Landesamtes für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz in Mainz verwendet.